

Das Leben schreibt Geschichten:

# MICHAEL KOHLHAAS 1943 — Unschuldig vier Jahre Zuchthaus und drei Jahre Irrenhaus

Wer kennt nicht die Geschichte von Michael Kohlhaas, die Heinrich von Kleist zum unvergänglichen Beispiel für ein am verletzten Rechtsgefühl zugrunde gegangenes Leben gemacht hat. Michael Kohlhaas war jener Mann, der im 16. Jahrhundert ein ganzes Land in Unruhe brachte, weil er selber sein Recht nicht hatte finden können. Ein Mann, der sein verletztes Rechtsgefühl ins allerletzte Unglück stürzte, der schliesslich im März 1540 als Räuber und Brandstifter aufs Rad geflochten wurde, der ein Verbrecher geworden war, weil er glaubte, nur noch mit diesem letzten verzweifelten Protest das am ihm selber begangene Unrecht sühnen zu können, selber Richter sein zu müssen, um Recht und Gerechtigkeit wiederherzustellen.

Warum wirkt diese Geschichte so besonders tragisch? Warum dünkt uns der unterlegene Rechtskampf eines Unschuldigen (was so Unerträgliches, dass oft ein ganzes Volk für einen einzigen Menschen aufsteht, dass einzelne jahrelang für einen fremden Menschen kämpfen, um dieses eine Unrecht wieder gutzumachen, während wir anderes Unrecht tausendfach hinnehmen, ohne uns dagegen zu wehren?)

Die Antwort auf diese Frage ist vielleicht das, was zu allen Zeiten schuld gewesen ist, dass der Glaube an den Menschen nie aufgegeben zu werden brauchte. Wenn wir von einem unschuldig Verurteilten hören oder die Geschichte eines Menschen erfahren, der vergeblich um sein Recht kämpfte, so reagiert in uns nicht nur unser Mitleid und unser Mitgefühl, wie bei anderem Unrecht oder anderem Leid, sondern dann erwacht in uns das feinste und unaustilgbarste Empfinden, dessen wir fähig sind. Das gleiche Gefühl, das auch Michael Kohlhaas empfunden hat. Es reagiert dann unser Rechtsgefühl, jene merkwürdige, für fremde Ohren gar nicht hörbare Stimme in uns, die nie ein Unrecht anerkennt, die «Recht» immer nur «Recht» und «Unrecht» immer nur «Unrecht» nennt. Vielleicht ist diese unbestechliche und unerbittliche Stimme das Beste in uns. Denn seltsamerweise erschüttert uns nichts so sehr den Glauben an den Sinn des Lebens, als wenn wir den Glauben an Recht und Gerechtigkeit verlieren. Das ist auch der Grund, warum wir eine Verletzung unseres Rechtsgefühls nur so schwer hinnehmen, warum, wie ich oben sagte, die öffentliche Meinung oft jahrelang nicht zur Ruhe kommen kann, um eines einzigen Menschen willen, dem die Rechtsprechung Unrecht getan hat. In der Rechtsprechung sind zeitweilige Irrtümer ebenso unvermeidlich wie in allen übrigen Gebieten menschlichen Handelns. Wir irren alle. Auch der Richter, der Experte, der Zeuge, der Beobachter des Prozesses.

Ein ganzes Netz von unglücklichen Zufällen, Ereignissen und Missverständnissen kann sich zusammensetzen zu einem unzerreissbaren Netz von Indizien, von Verdachtsgründen, das oft der klarste Kopf und der beste Wille nicht mehr zu zerreißen vermag. Aber es gehört zu den seltenen Momenten reinsten Glückes, dabei zu sein, wenn bei einem Unschuldigen geschehenes Unrecht wieder gutgemacht wird. Einen gnadenvollen Augenblick lang ist dann alles gut, was sonst nicht gut ist in der Welt. Und der Respekt und die Ehrfurcht vor dem Recht sind nie so fraglos, als wenn wir einen solchen Augenblick miterleben, wo die Justiz, über kleinliches Prestige hinweg, ihre grosse Würde zeigt, bereit, einen Justizirrtum wieder gutzumachen.

Nach einem solchen Augenblick fällt für uns der Vorhang vor dem Schicksal des Betroffenen. Das tragische Ausnahmeschicksal, das er erlitten, als er als einzelner schwacher Mensch zu Unrecht in die Allmacht der Justiz geriet, scheint uns nun aufgehoben und getilgt. Unser Rechtsgefühl ist befriedigt. Das Schicksal des Freigesprochenen interessiert uns nicht mehr. Aber vielleicht wäre es gut, wenn wir doch hie und da jenen Vorhang lüften könnten, um zu wissen, was nachher aus einem solchen Ausnahmeschicksal wird.

Sehen wir zu. Vor uns liegt ein solches Ausnahmeschicksal: Wir waren dabei, als am 21. Dezember 1933 der fast 54jährige Bauhandlanger Hans Andreas Herrmann nach einem fast dreissigjährigen Rechtskampf für eine Tat freigesprochen wurde, für die er 1904, als 24jähriger, unschuldig verurteilt worden war. Man hatte ihn damals auf Grund einer falschen Anschuldigung seines herabgekommenen älteren Bruders für einen Raubüberfall an einem

alten Bauern zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt. Die Verurteilung erfolgte im Zuge eines Monsterprozesses gegen eben jenen älteren Bruder. 14 Angeklagte mit 99 Anklagepunkten hatten die wahren und falschen Geständnisse jenes Bruders glücklich zusammengebracht. Der jüngere Bruder ist allein in jenem Monsterprozess. Er hat nicht einmal einen Verteidiger. Denn er ist zu arm, um einen bezahlen zu können. Und das armenrechtliche Mandat haben damals eine ganze Anzahl Anwälte abgelehnt...

War Hans Andreas Herrmann von Anfang an prädestiniert für ein solches Ausnahmeschicksal? Herrmann ist Verdingbub gewesen, mit Schnaps und Prügel von fremden Leuten erzogen worden, weil sein Vater, ein blutarmen Eisenbahnarbeiter, seine elfköpfige Familie nicht allein durchschlagen konnte. Aus dem Verdingbub wurde später ein Handlanger, der, nach seinen eigenen Worten, gerade so etwas «wie ein Strolch» zu werden drohte, als ihn das Unglück seines Lebens traf, unschuldig ins Zuchthaus wandern zu müssen. Dieser arme Niemand ist erst durch dieses Unglück zum Kämpfer geadelt worden.

Der 24jährige Herrmann hat die vier Jahre Zuchthaus verbüssen müssen. Er hat einen grossen Teil dieser Strafe sogar in Dunkelhaft verbüsst, als Extrastrafe, weil er nicht aufhören konnte, in nutzlosen Revisionsgesuchen an alle Welt seine Unschuld zu verfechten. Der Zuchthausdirektor, der bei den in seine Macht gegebenen Sträflingen Revisionsgesuche mit Dunkelzelle «bestrafte», hat später ein verdient unrühmliches Ende gefunden. Keiner der heutigen Strafanstaltsdirektoren hat etwas mit ihm zu tun.

Wollte man aber Herrmann auch nach verbüsstem Zuchthausstrafe nicht davon ablassen konnte, mit seinen Unschuldsbeteuerungen in Revisionsgesuchen an jede Instanz fortzufahren, und weil nach und nach diese Briefe, Eingaben und Bittgesuche immer häufiger, hartnäckiger und drohender wurden, wanderte der entlassene Sträfling für seinen angeblichen «unkorrigierbaren Querulantenwahn» als «gemeingefährlich und versorgungsbedürftig» unter zwei Malen auch noch für insgesamt drei Jahre ins Irrenhaus. Ja, er hätte auch noch länger dort aushalten müssen, wenn ihm nicht eines Tages die Flucht gelungen wäre. Das war am 16. September 1919. Der Abteilungsarzt jener Irrenanstalt schrieb dazu ins Krankenjournal: «Ungehebert und durchgegangen!» Denn der Geflüchtete hatte auch in der Irrenanstalt nie davon abgesehen, durch Schmuggel von «Not-schreien» besagten «Querulantenwahn» fortzusetzen.

Aber eines hatten die langen Leidensjahre im Zuchthaus und Irrenhaus erreicht: Herrmann war nach seiner Flucht müde geworden. Er schwieg nun. Ja fast schien es, als sollte er nun doch seine Ruhe finden. Aber wie er eines Tages die alte Anstrengung macht, den Handlanger abzustreifen und ein bescheidenes Stücklein in

der sozialen Stufenleiter emporzuklettern, hängt sich ihm der alte Fluch wieder an die Fersen. Er ist plötzlich wieder «der gewesene Sträfling». Ein behördliches Missverständnis macht sogar, dass man ihm deswegen erneut die bürgerlichen Ehrenrechte wegnimmt. In dieser Lage fängt der nun Fünfzigjährige den Jahrzehntelang vergeblichen Kampf um die Wiederherstellung seiner Ehre noch einmal von vorne an. Erbitterter denn je sucht er den alten Spuren nach, die seine Unschuld erweisen sollen. Zum erstenmal erhält er dabei auch eine Hilfe. Die Liga für Menschenrechte hilft dem armen Bauhandlanger, diesen Kampf aufnehmen und durchzuführen. Wohl hatte schon 1906 der Kronzeuge für seine Verurteilung, sein älterer Bruder, im Zuchthaus vor seinem Tode seine Beschuldigung reumützig zurückgenommen. Es mussten aber erst noch 27 Jahre vergehen, bis andere Richter und Staatsanwälte im Wiedergutmachungsverfahren offen erklärten, dass schon 1906 die Grundlagen zu einer Revision vorhanden gewesen wären. Der einzige Tatzeuge, der Herrmann 1904 vor einer Verurteilung hätte retten können, ist damals im Prozess übergegangen worden. Der Fünfzigjährige hat jenen Zeugen, der inzwischen auch ein alter Mann geworden war, wie durch ein Wunder durch einen hilfreichen Greis wiedergefunden. Im gleichen Assisensaal, in dem er fast dreissig Jahre früher als junger Mensch verurteilt worden war, in dem auf sein armes kleines Leben das schwere Ausnahmeschicksal fiel, im gleichen Saal wurde Herrmann freigesprochen. Jener Freispruch hat den unschuldig Verurteilten rehabilitiert. Das war schön. Das war unvergesslich. Aber für Herrmann blieb ein trauriger, böser Rest: Er war schuldlos vier Jahre im Zuchthaus und drei Jahre im Irrenhaus gesessen; er hatte dreissig Jahre als Schuldloser unter dem Makel des Zuchthäuslers gelebt; andere hatten eine Frau, hatten Kinder, Kameraden und Freunde gehabt. Herrmann hatte nichts als seinen Kampf. An ihm hat er dreissig Jahre gewürgt. Als fast 54jähriger hat er gesiegt. Allein mit ganzen 4600 Franken Verdienstaufschlag für die vier Jahre Zuchthaus und 5000 Franken Genugtuung wurde Herrmann für dieses verlorene Leben entschädigt...

Die Öffentlichkeit hat das damals nicht so genau beachtet. Der Freispruch war da. Das war die Hauptsache. Der Vorhang fiel wieder vor Herrmann. Wir haben ihn freilich noch hie und da gesehen. Er war dann meistens auf der Flucht aus irgendeinem Armenhaus oder unterwegs mit einem neuen Gesuch an die Regierung um eine gerechte Wiedergutmachung seines Schadens. Wir sehen noch das billige Papier, die grossen, engbeschriebenen Bogen, die verschnörkelte altmodische Altmännerschrift, den immer gleichen Inhalt...

Er hatte auf ein neues Leben gehofft. Und nun sah er, er war zerbrochen. Er hatte erwartet, endlich ein geachtetes Leben — ein Leben wie alle anderen! —

## Der Zeitspiegel

20,000 : 3

Diese Zahlen drücken nicht das Kräfteverhältnis zwischen zwei feindlichen Mächtegruppen im gegenwärtigen Weltkrieg aus — wäre dem nur so, der Krieg wäre flugs hinter uns — noch die Chancen oder die Punktergebnisse zwei spielender Gruppen, sondern das schlichte Verhältnis zwischen der Zahl in einer amerikanischen Fabrik — sie heisst Packard Motorcar Company in Detroit — beschäftigt gewesen zwanzigttausend Weissen und drei (nur drei) Neger. Wer die amerikanischen Sitten nur vom beiläufigen und oberflächlichen Zeitungslernen kennt, kann sich sofort ausdenken, was in genannter Fabrik geschehen ist, geschehen musste: Die zwanzigttausend erklärten den Streik und gedenken in diesem solange zu verharren, bis die drei Neger von ihren Arbeitsplätzen verwiesen worden sind.

Noch vor kurzem sprach der amerikanische Staatsmann Sumner Wells in einer Versammlung von Neger-Studenten, wo er diesen erklärte, dass am Ende des Krieges alle Völker und Rassen als gleich behandelt werden würden, was die gutgläubigen Dunkelfarbigen gewiss gestimmt hatte, ihre gemarterte, aber ehrliche schwarze Haut freudig auf den Altar des «Vaterlandes» zu tragen, genau so, wie ihre Vordenen mit ihrem Schweiss den Wohlstand der weissen Peiniger seit Jahrhunderten zu begründen halfen. Der kul-

tivierte Teil des amerikanischen Volkes tat sein mögliches, um die Rassengegensätze noch irgendwie zu überspannen. In aller Erinnerung ist die edle Geste der Frau des amerikanischen Präsidenten, die es durchsetzte, dass bei den Feierlichkeiten anlässlich des Besuches des englischen Königspaares in USA. eine Negermädchen singen durfte. So die A u s l e s e des nordamerikanischen Volkes. Anders denkt aber der Pöbel — der Bürgerpöbel, der «gebildeten»-Pöbel und nun auch der Proletarier-Pöbel. Die Spaltung geht eben nicht so sehr von Klasse zu Klasse, von Volk zu Volk, von Rasse zu Rasse, wie es die Scharlatane oder die Dummköpfe aller Länder uns weismachen wollen, sondern vielmehr zwischen Kultur und Unkultur oder, einfacher, zwischen Geist und Ungeist. Dies, und dies allein, schafft den realen und wesenhaften Unterschied zwischen Mensch und Mensch. Wollen also Amerikaner und Europäer — wir meinen die guten Europäer — im Ernst den Boden für eine bessere Zukunft reif machen, so muss ihre erste Sorge der wahren Aufklärung der Masse, und nicht allein der Schaffung von neuen Grenzpfählen und neuen Staatsverträgen gelten. Denn solange zwanzigttausend Weissfarbige (Bernard Shaw meint die «Weissen» seien gar nicht weiss, sondern rosarot) die Gegenwart von drei anders Gefärbten nicht neben sich dulden wollen, ist es um unseren «Fortschritt» und unsere Bildung miserabel, hundsmiserabel bestellt. Clemens.



Zürich

- «Benghazi» (Capitol). Ein bereits historisches Dokument.
- «Der Kampf mit dem Drachen» (Rex). Alt, aber unverwundlich.
- «Scampolo» (Bellevue). Hat es auf den Langstreckenrekord abgesehen.
- «Scampolo heiratet» (im Palace) unter falschem Namen.
- «Leb' wohl, Mr. Chips» (Piccadilly). Schon wieder 5. Woche!
- «Die stolzen Ambersons» (Nord-Süd). Schach mit Menschen.

Bern

- «Wen die Götter lieben» (Capitol), den lässt er Mozarts herrliche Musik genießen.
- «Der Brief» (Gotthard) enthält eine künstlerisch vollendet gedrehte Schauer-geschichte.
- «Alarm über dem Atlantik» (Splendid). Ein Fliegerfilm knapp über dem Durchschnitt.
- «Hier kommt Mr. Jordan» (Metropol). Willkommen, Sirl!

Basel

- «H. M. Pulham, Esq.» (Palermo, le bon film). Le bon film!
  - «Prof. Potts im Nachtlokal» (Alhambra) übertreibt nach allen Kanten.
- Anmerkung: Haben Sie auch schon bemerkt, wie wenige Filme einer Besprechung in diesem Rahmen würdig sind? Wir referieren über die Programme aus über 50 Kinos!

zu führen. Und nun er seine Schulden für seinen Revisionskampf bezahlt hatte, blieb ihm zum Leben nicht genug, nun tat man ihn — ins Armenhaus.

Er wird kein Empörer wie Michael Kohlhaas. Er wird es langsam sogar müde, immer neue Gesuche zu schreiben. Aber er verträgt die Menschen immer schlechter. Selbst die wenigen, die es gut mit ihm meinen. Er möchte bloss noch, dass man ihn in Ruhe lässt und ihm glaubt, dass er müde ist, dass er genug hat, genug von uns und genug von sich selber. Aber ruhelos treibt es ihn umher, vom Armenhaus zu Verwandten und wieder ins Armenhaus, oder ins Spital, oder irgendwo in ein Asyl für arme Alte. Ein menschenfreundlicher Beamter der Armenverwaltung versuchte vor einhalb Jahren einen Schein von Ruhe und Geborgenheit in dieses bittere Leben zu bringen. Er setzte eine monatliche feste Unterstützung von 120 Franken für den nun mehr als Sechzigjährigen durch. Es sollte dabei endlich in Herrmanns eigenem Ermessen liegen, ob er darüber hinaus noch mit Arbeiten etwas hinzuverdienen mochte oder nicht. Aber das Rad war zerbrochen. Der Wagen, der dreissig Jahre so tapfer gelaufen, ist nicht mehr vorwärts gekommen. Der Weg ging nur noch vom Armenasyl ins Spital. Dort ist nun in diesen Wochen Hans Andreas Herrmann gestorben. Niemand hat an diesem Grab getrauert.

Als Verdingbub hat sein Leben begonnen, als Armenhändler hat er geendet. Dazwischen lag ein dreissigjähriger Kampf ums Recht, ohne Liebe, ohne Ehre, ohne Freundschaft. Und bist doch fast ein Held gewesen, Hans Andreas Herrmann. Wozu? möchte man fragen. Wozu? Wozu? ... Aber nicht auf jedes «Wozu» gibt uns das Leben eine Antwort.

Emmy Moor.

## DEMUT

Hans Roelli

Demut ist der Mut: statt mit dem Stern zu ziehn, in seine Nacht zu knien.

Demut ist der Mut: im eignen Ueberwinden Uneignes aufzufinden.

Demut ist der Mut: im selber sich Bezichten den Streit mit dir zu schlichten.

Demut ist der Mut: statt dunkel zu bedenken, mit heller Stirn zu schenken.

Demut ist der Mut: das Wunder in den Dingen, in allen, zu vollbringen.

Demut ist der Mut: dem Tode noch zu geben den Glauben an das Leben.

Demut ist der Mut. Demut ist nicht Entsagen. Demut heisst: dich in sich tragen.

**Weggis Post** Hotel  
das altbekannte, vorzügliche Haus für frohe Ferientage, mit Garten direkt am See. Pensionspreis Fr. 12.50.  
Orchester - Dancing - Bar

## Italien: Im Hintergrund - Badoglio?

Der Sieger von Addis-Abeba spielt Boccia / Mann des Königs / Gegenspieler Farinacci?

C. R. Seit einem Vierteljahrhundert hat Marschall Pietro Badoglio, Träger des Annunziatenordens, Herzog von Addis Abeba, zweimal Generalstabschef, ausserordentlicher Gesandter und Botschafter, alle Ehrungen und Auszeichnungen empfangen, die ein König von Italien einem Bürger seines Landes überhaupt zu vergeben hat. Er ist, wie kein anderer, der «Mann des Königs», und wenn Badoglio heute wieder im Mittelpunkt politischer Spekulationen und selbst Falschmeldungen erscheint, so hängt das vor allem mit dem steigenden Einfluss und Gewicht zusammen, das dem Hause Savoyen gegenwärtig in der italienischen Öffentlichkeit wieder zugestanden wird und vielleicht werden musste. Wenn die italienischen Truppen, bevor sie in Tunesien die Waffen streckten, eine Einheit nach der anderen Abschiedsbotschaften funkten, die alle im Ruf endeten: «Es lebe der König!», wenn die am schwersten Bombardierten und mit dem Ehrenzeichen der «mutilati», der Verstümmelten, ausgezeichneten Städte zuerst vom König besucht werden — so sind das Zeichen dafür, dass in einer schweren Krisenzeit ein Regime, das sowohl revolutionäre wie traditionelle Züge trug, sich mehr auf seine traditionellen Rückhalte besinnt, weil nämlich die revolutionären Tendenzen, die namentlich die ersten Partithesen von 1918 verkörpert, schon über den Rahmen des Faschismus hinausreichen.

Ist aber Badoglio, der gemütlich aussehende Sechziger mit dem runden Schädel eines Provinzbürgers, auch ein «Mann der Massen», ist er volkstümlich? Es ist unbestreitbar, dass er eine Zeit grösster Popularität erlebt hat, nämlich in den Jahren 1935—1936, und es wurde damals allgemein gesagt, dass er neben dem Duce und vielleicht neben Cesare Balbo die einzige Persönlichkeit Italiens sei, die wirklich «erfolgreich» zu nennen wäre. Diese Welle der Popularität war die Frucht seines Abessinienfeldzuges. Ihm ist es damals gelungen, aus einem Unternehmen der Partei, das vielerorten auf Bedenken stiess, ein Unternehmen der Armee, in gewissem Sinn sogar der Nation, zu machen und aus dem misslichen Feldzug des faschistischen Generals de Bono, der in Makalle stecken blieb, den relativ schnellen Erfolg zu holen. Sieben Wochen nach Kriegsbeginn hatte der Marschall das Kommando übernommen, und fünf Monate später war er mit Bleistift auf ein Tagebuchblatt die Meldung: «Heute, den 5. Mai, um 16 Uhr, bin ich an der Spitze der siegreichen Truppen in Addis Abeba eingezogen.»

Dieser Feldzug, der gerade unter dem Druck der teils unwirksamen, teils aufreizenden Völkerbundssanktionen in weiten Schichten populär geworden war, bedeutete die vorläufige Krönung einer militärischen Laufbahn, die sich mit der «afri-



König Victor Emanuel III.



Staatsminister Roberto Farinacci



Marschall Pietro Badoglio



Benito Mussolini

kanischen Krankheit» Italiens eng verknüpft, aber auch mit dem Irredentismus und dem Kampf gegen Norden, für die Irredenta. Beim tripolitanischen Abenteuer von 1911 war Badoglio schon vierzig und doch erst Hauptmann. Das Gefecht von Zansur, das nach seinen Plänen geführt wurde, brachte den italienischen Fahnen einen überraschenden Sieg. Er wurde «für Verdienste vor dem Feind» zum Major befördert. Im Mai 1915 war er erst Oberstleutnant, und drei Jahre später, im November 1918, erlebte er das Ende des Krieges als Kommandierender General, Generalstabschef und Leiter der italienischen Waffenstillstandskommission. Diese erstaunliche Karriere war das Ergebnis zäher, geduldiger Arbeit, die ihm ermöglichte, öfters die Fehler anderer italienischer Generäle gutzumachen. Er erzielte so den ersten eindeutigen Sieg der Italiener, 1916, als es ihm gelang, den Oesterreichern den für unannehmbar gehaltenen Monte Sabotino zu nehmen. Nach der Niederlage von Caporetto war er deshalb zum zweiten Generalstabschef berufen worden.

Badoglio war es, der sich weigerte, den Waffenstillstand mit Oesterreich sofort in Kraft treten zu lassen, und so geriet zu Vittorio Veneto ein grosser Teil des österreichischen Heeres in Gefangenschaft. Das war der Sieg Marschall Cavigliasi, den man heute — obzwar er über achtzig ist — ebenfalls neben Badoglio als kommenden Mann nennen hört. Doch hat Badoglio weder im ersten Weltkrieg noch in den Wirren des Nachkrieges irgendeine «politische Physiognomie» besessen, er war der reine Berufsmilitär, und die Treue zum König war ihm, selbst in einer Zeit bis hoch hinauf verbreiteter republikanischer Stimmung, selbstverständlich. Das Wort, das ihm nach dem «Marsch auf Rom» allgemein zugeschrieben wurde, «der König hätte mit dem Faschismus in fünf Minuten fertig werden können», war — wenn es überhaupt gesprochen wurde — vom militärtechnischen Standpunkt gemeint, und

kein politisches Glaubensbekenntnis. Ein solches hat Badoglio nämlich niemals gegen den Faschismus abgelegt. Immerhin verschwand er in jenen Jahren in eine Reihe von Auslandsmissionen, in Rumänien, in den USA., er war vorübergehend Botschafter in Brasilien und trat erst 1926 wieder in den Vordergrund als Reorganisator der italienischen Armee. Drei Jahre später gelang Badoglio zusammen mit Graziani die Wiedereroberung Libyens; er wurde in den Adelsstand erhoben, durfte sich von nun an Marchese di Sabotino nennen. Zwei Jahre später nahm er den Posten eines Gouverneurs von Libyen an und machte sich weder wie Balbo durch grosse koloniale Ideen noch wie Graziani durch Vernichtungskampagnen einen Namen. Selbst auf der Höhe der Verantwortungen blieb Badoglio vor allem ein «Techniker» und suchte sich politisch nicht zu exponieren.

Fast ohne sein Zutun ist dann Badoglio im äthiopischen Krieg der Mann der Armee gegen die Männer der Partei geworden, und dieser Art Volkstümlichkeit wurde bei seiner Rückkehr die Spitze abgebrochen, indem dem Marschall die Ehrenmitgliedskarte der faschistischen Partei überreicht wurde, die er freilich nicht ablehnen konnte. Immerhin erinnert dieser «Beitritt» an die Ehrenkarte, die einst Herrn von Popen überreicht wurde, und solche Ehrenmitglieder bleiben etwas ganz anderes als die «squadrillen» Veteranen der Partekämpfe. Den volkstümlichen und zugleich monarchischen Charakter des Krieges — und nicht seinen faschistischen Charakter — betonte Badoglio ausdrücklich in seinem Werk «La guerra d'Etiopia», wo es in den Schlussbetrachtungen heisst: «An dem Krieg hat die gesamte Heimat teilgenommen. Aufgerichtet durch die erhabenden Worte, die unser geliebter König und Kaiser uns mit auf den Weg gab, haben wir gefühlt, dass die entflammte Seele der ganzen Nation mit uns war.»

Der Abessinienkrieg hatte Badoglio mehr,

als vielleicht erwünscht war, in den Vordergrund gerückt, nun trat er wieder in den Schatten und konnte sich dem ehrenhaften, aber stillen Amt eines Vorsitzenden der nationalen Forschungskommission widmen, worin kein Geringerer als Marconi sein Vorgänger war. Erst im Winter 1940 wurde Badoglio wieder die «Tagesfrage». Der Anlass dazu war aber keine Waffentat, sondern sein «limogeage», seine Abberufung während des unseligen Krieges gegen Griechenland. Die genauen Umstände und die Ursachen dieses Rücktritts sind nie sicher festzustellen gewesen. Immerhin ist es bezeichnend, dass damals in Italien — wo bekanntlich derartige Ereignisse in Privatgesprächen auch in höchsten Kreisen überaus frei besprochen werden — von nicht rein militärischen, sondern auch von politischen Hintergründen die Rede war und einer Verbindung mit jener Gruppe, zu der Ciano selber, Bottai, Ricci und andere gehörten, und die auf einen gemässigten Kurs hinsteuern wollten.

Seither hat Badoglio, gerade weil er rechtzeitig von allen Verantwortungen entbunden war, unzweifelhaft wieder eine gewisse Popularität erreicht. Sie manifestiert sich in den letzten Wochen in den heimlich und flüchtig auf Hauswände hingekritzten «Viva Badoglio», vor allem in Norditalien. Und doch ist der Marschall politisch wie bisher äusserst zurückhaltend und wird nicht durch eigene Aktivität, sondern hauptsächlich durch die Spekulationen und Gedankengänge anderer und durch äussere Umstände zum Symbol für eine bestimmte «konservative» Wendung, die im Bereich der Möglichkeit liegt.

Boshafte Zungen behaupten freilich, dass ihm mehr als seine erfolgreichen Schlachten sein demokratisches Bocciaspielen vermehrte Volkskunst eingebracht hat. Dass Marschall Badoglio gerne in Hemdsärmeln in seinem piemontesischen Heimatort Grazano mit dem Apotheker, dem Pfarrer, dem Schlächtermeister die Boccia kugeln wirft und ausgezeichnet wirft — wurde eines Tages von der italienischen Presse allgemein durch Lichtbilder bekanntgegeben. Seither umweht ihn eine gewisse «demokratische» Aura, und manche Redaktoren haben sogar den Vergleich mit Cincinnatus leise angedeutet. Badoglio spielt also Boccia, bis ihn die Heimat wieder braucht. Und sein gemütliches Dasein wird von neugierigen Augen überwacht. Wer ihn in letzter Zeit besuchte, konnte darauf gefasst sein, auf dem Nachhauseweg höflich um Vorweisung seiner Papiere ersucht zu werden. Der einzige Mann aber, der Badoglio offen angegriffen hat, ist der rabiate Roberto Farinacci — dessen Angriffe gegen alle nicht «hundertprozentigen» Faschisten allerdings wenig Widerhall finden. In durchsichtiger Weise, aber ohne den Namen zu nennen, griff Farinacci den früheren Generalstabschef im «Regime Fascia» an, und bald zirkulierte eine sehr deutliche Antwort des Angegriffenen. Es ist nicht einmal sicher, ob diese Antwort von ihm selber oder apokryph war, und dieser Zweifel ist für den vorsichtigen Piemontesen kennzeichnend.

Ob sich dieser konservative «Fachmann» wirklich zu einem Gegenspieler der heutigen Strömungen eignet, ob er sich selbst in dieser Rolle sieht — kann nicht gesagt werden. Denn das hängt viel weniger von seinen eigenen Fähigkeiten oder Neigungen ab als von der Entwicklung des italienischen Königshauses und von dessen Stellung im eigenen Volk und in der veränderlichen Weltpolitik.

### Zum Nachdenken

Der Sohn des Duce, Vittorio Mussolini, machte bekanntlich den Abessinienfeldzug als Fliegeroffizier mit. In seinem Buch «Bomber über Abessinien» schildert er seine Eindrücke über die vernichtenden Bombardemente wie folgt:

«Genau wie gestern setzte eine wilde Flucht von Menschen und Tieren ein. Unsere Sprengbomben platzten gerade mitten in sie hinein. Sie wussten anscheinend nicht mehr wohin. Ein Trost für sie, dass wir unser Pensum für den Tag erledigt hatten... Wir begeben uns wieder auf unsere verzweifelte Jagd nach Abessiniern. Aber es sind nur Grüppchen, hier eins, da eins, ganz wenige... Es war eine Jagd auf den einzelnen Mann, und jede Maschine musste auf eigene Rechnung alle Winkel durchstöbern, um den Gegner aufzuspüren... Wir fanden aber wieder einmal gar nichts, sondern mussten bis zur Schlacht in Schreie warten, wo die stolzen Schooner zwischen Feuersäulen und platzenden Bomben hindurch die Furten des Tacazze zu gewinnen suchten, in welchem dann viele von ihnen ihr Bad für die Ewigkeit nahmen... Die Flieger gaben einander in diesen Tagen Tips wie bei einem Jagdausflug. Statt dass man sagte: ein schöner Schwarm Ringeltauben bei Castell Porziano geschickt, hiess es hier: ich rate Dir, nach Samre

zu fliegen, Du sollst sehen, alles ist voll von Abessiniern!... Ueber alle diese Gruppen prasselte unaufhörlich ein Regen von Bomben und Granaten herunter. Anfänglich versuchten sie noch, sich zur Wehr zu setzen. Schliesslich aber nahmen sie ihr Schicksal widerstandslos hin und gaben sich nicht einmal mehr Mühe, sich zu verstecken... Man brauchte nicht einmal tief zu gehen, jede Granate fiel in dichte Haufen, Tod und Verderben säend... Unsere Arbeit war ausserordentlich aufwendig und ergab tragisch-schöne Wirkungen... Innerhalb von zwei Tagen stand das ganze Addi Abo in Flammen und brannte noch viele Tage, denn das Feuer frass sich langsam, aber unaufhaltsam fort... Mehrere tausend Abessiniern lagern in der Umgebung der Stadt, weit auseinandergezogen und gut getarnt. Ich lasse hier einen Brocken und da einen Brocken fallen, damit niemand zu kurz kommt; und in zwanzig Minuten ist mein Vorrat an Bomben erschöpft. Die kaiserliche Garde des Negus hat meinen persönlichen Gruss empfangen... In diesen Tagen taten sich die RO. 37 besonders hervor; sie griffen den Feind mit Maschinengewehren an und leisteten dabei Tollkühnes. So wurde ein Feuerkreis um etwa 5000 Mann feindlicher Truppen gezogen; sie kamen darin bis auf den Letzten um...»